

Waldtraut Lewin

## **Im Reisfeld, in der U-Bahn oder sonst wo**

In einem fremden Land kann man manchmal Dinge erleben, die man sich nicht träumen lässt. So ging es mir in Japan.

Die Städte dort, muss man wissen, sind so groß, dass man oft gar nicht so genau weiß, wo die eine anfängt und die andere aufhört.

Und das ist die Ursache für das, was mir begegnet ist, als ich dort zu Besuch war.

Weil es so große Städte gibt, gibt es auch so viele Menschen, und weil diese vielen Menschen alle Geld verdienen müssen, fahren sie hin und her, von ihrer Wohnung zur Fabrik und von ihrem Büro in ihre Wohnung oder von der Fabrik ins Büro oder umgekehrt. Darum gibt es in Japan, vor allem in der großen Stadt Tokyo, auch so viele U-Bahnen, und zu bestimmten Zeiten sind die ganz entsetzlich voll. So voll, dass die Leute von den U-Bahn-Angestellten in die Züge reingestopft werden müssen, damit auch genug reinpassen. Die Angestellten tragen dazu weiße Handschuhe, damit sie sich nicht die Finger an den Leuten schmutzig machen.

Da drin stehen dann die Leute aufgereiht wie die Ölsardinen in der Blechbüchse, und ein Gutes hat es natürlich - sie können nicht umfallen, wenn die Bahn wackelt. Dazu ist es viel zu eng.

Es gibt aber auch Zeiten, in denen es nicht so ist. Vormittags zum Beispiel, wenn schon alle bei der Arbeit sind. Oder am Abend, wenn die meisten wieder zu Haus sitzen und Fernsehen gucken.

Zu diesen Zeiten bin ich immer gern mit der U-Bahn gefahren, denn es war für mich sehr spannend, andere Leute zu beobachten.

Deswegen geht man ja schließlich auf Reisen.

Eines Tages also saß ich in der halbleeren U-Bahn, als eine junge Frau hereinkam, die für eine Fahrt in der U-Bahn viel zu prächtig gekleidet war.

Sie trug einen feuerroten Kimono, bestickt mit goldenen Drachen, und die Schleife ihres Obi - so heißt der Gürtel zum Kinono - schien mit besonders groß, sie wirkte wie ein leuchtender Luftballon. Ihr lackschwarzes Haar war kunstvoll aufgesteckt, und Goldschmuck hing in ihren Ohren. Was mich aber sehr verwunderte, das war, dass diese junge Frau eine Art Schleppe an ihrem Kimono hatte, wie sie höchstens die Leute auf der Bühne, die Theaterfiguren, tragen, und an dieser Schleppe - oder war es unter der Schleppe? - sahen pelzige Schweife hervor. Wirklich! Lebendige, zuckende Schweife.

Heimlich fing ich an, zu zählen. Es waren sage und schreibe neun.

Neun pelzige Schweife unter der Schleppe.

Als ich meinen Blick nun vom Kleidsaum der Person zu ihrem Gesicht hob, passierte es. Diese junge Frau sah mich nämlich an!

Es ist in Japan gilt es als unhöflich, dem anderen gerade ins Gesicht zu sehen. Darum halten die Leute in der U-Bahn meistens die Lider gesenkt, um niemanden zu belästigen.

Aber bei dieser Person hier war es anders. Sie hatte ein schmales, zartes Gesicht, und ihre Augen waren - unglaublich! Ihre Augen waren, hier, in diesem Land, wo alle Menschen dunkle Augen haben, grün wie Gras! Nein, grün wie frische junge Reispflanzen auf dem Feld.

Sie guckte mich an, ohne zu blinzeln. Und dann lächelte sie und zeigte dabei ihre Zähne. Verdammt spitze Zähne, und die Eckzähne waren noch spitzer und länger als die anderen. Aber bevor ich blinzeln konnte, war das Lächeln schon wieder weg und der Mund zu.

Das alles war schon merkwürdig genug. Aber was nun geschah, das war unglaublich. Sie redete nämlich mit mir! Aber wie ging das zu? Ich kann außer Ja und Nein, außer Bitteschön, Danke sehr, Guten Tag und Guten Abend kein einziges Wort japanisch! Doch diese

junge Frau in dem prachtvollen Kimono redete mich an, und sie sprach kein Deutsch und kein Englisch, sondern ganz bestimmt Japanisch, und trotzdem konnte ich sie verstehen! Wie das zugeht - ich habe keine Ahnung. Es war einfach so. Alles was sie sagte, war für mich so klar wie die Sonne.

Sie beugte sich vor und fragte: „Entschuldigen Sie bitte - Sie sind fremd hier?“

„Das sieht man doch“, erwiderte ich in meiner Verblüffung auf Deutsch. Aber offenbar hatte sie auch keine Probleme. Sie kriegte ebenfalls alles mit, was ich sagte.

„Dann können Sie mir wohl nicht sagen, wo ich heute übernachten kann?“

„Übernachten?“ Ich blinzelte. „Ich könnte Ihnen das Hotel empfehlen, in dem ich selbst ...“

„Hotel?“ Die Frau im schönen Kleid ließ wieder ihre spitzen Zähne aufblitzen und lehnte sich etwas zurück. In diesem Augenblick sah ich, dass sie unter ihrem Kimono um den Hals gebunden ein rotes Stück Stoff trug, so wie ein Sabberlätzchen für kleine Kinder. Und da wusste ich, wer das war!

Ich redete hier in der U-Bahn mit einer Göttin.

In Japan gibt es viele Tempel. Die Menschen sind gläubig und verehren die Götter, und um ihnen das zu zeigen, schenken sie ihnen Sachen zum Anziehen, um sie zu ehren und zu schmücken. Manche der kleinen tönernen Götterbilder tragen deshalb Wollmützen oder Schals, manche haben Blumenkronen auf dem Kopf, aber die meisten werden mit einem roten Lätzchen behängt. Genau so ein rotes Lätzchen, wie es um den Hals dieser Person hing. Die Pelzbuschen am Saum ihrer Schleppe, die grünen Augen, die spitzen Zähne ... Vor Schreck kriegte ich eine Gänsehaut. Das war die Fuchsgöttin Inari.

Abgesehen davon, dass man nicht jeden Tag mit so einer hochgestellten Persönlichkeit zusammen in der U-Bahn sitzt - mit Göttern ist das immer so eine Sache. Sie sind sehr launisch, und man weiß nie so genau, was ihnen gefällt und was sie übel nehmen. Noch dazu, wenn man in dem Land gar nicht zu Haus ist.

Und über die hübsche Dame, die mir hier gegenüber saß, hatte ich Sachen gehört - na, an die möchte ich im Moment lieber gar nicht denken.

Bleib ganz ruhig, redete ich mir selbst zu. Inari ist die Beschützerin der Reisfelder. Sie ernährt sich sogar von Reis, was ja wirklich erstaunlich ist, denn im Allgemeinen sind die Füchse ja

keine Vegetarier. Und Reis wird nun mal von Menschen angebaut. Also kann sie den Menschen gegenüber eigentlich nur freundlich gesonnen sein.

„Ja, ein Hotel“, wiederholte ich und tat ganz einfältig, als wenn ich sie nicht erkannt hätte. „Es ist dort sehr ruhig, man sieht in ein kleines Gärtchen, und das Essen ist auch sehr gut.“

„Ich wohne aber nicht in Hotels“, erwiderte die Füchsin mit einem weiteren Aufblitzen Ihrer scharfen Zähne. "Ich bin auf der Suche nach etwas Grünem."

"Einen Park vielleicht oder einen Friedhof?" schlug ich vor. Was wollte sie eigentlich von mir? Sie war ja nicht meine Göttin! Sollte sie sich doch an ihre Japaner wenden! In diesem U-Bahn-Abteil saß noch eine Mutter mit zwei kleinen Kindern und weiter hinten gab es ein paar Geschäftsleute. Sie alle schienen keine Notiz von uns und unserem Gespräch zu nehmen. Es war, als wenn wir gar nicht vorhanden wären.

"Vielleicht können die anderen Herrschaften Ihnen weiterhelfen?" sagte ich. "Ich kenne mich hier nicht so aus."

"Können sie nicht!", antwortete Inari.

"Und warum nicht?"

"Aus einem einfachen Grund. Sie haben mich nicht angesehen."

Das hatte ich nun von meiner vermaledeiten Neugier! Die Japaner wussten schon, warum sie ihrem Gegenüber nicht einfach ins Gesicht starrten, wie ich das zu tun pflegte.

"Wie kann man eine so schöne und so reich gekleidete Person nicht ansehen!" verlegte ich mich aufs Schmeicheln.

Die Füchsin lächelte. Und das machte mich leichtsinnig. Ich beging einen Fehler und fuhr fort: "Die neun Fuchsschwänze am Saum Ihrer Schleppe! Wirklich einmalig!"

Sie schwieg einen Moment, und in ihre grünen Augen trat ein Funkeln. "Woher wissen Sie denn, dass es neun sind? Haben Sie nachgezählt?"

"Nein - also, ich dachte -"

"Sie haben mich erkannt, nicht wahr?"

Ich gab auf. "Ja, ich habe Sie erkannt, Inari-san", sagte ich und benutzte die japanische Höflichkeitsform. Man redet dort nämlich die Leute nicht mit Herr oder Frau an, sondern hängt die Silbe -san an den Namen, was soviel heißt wie ehrenwert.

"Nun", sagte sie, und sie lächelte immer weiter (aber ihr Lächeln kam mir auf einmal gar nicht mehr so freundlich vor), "wenn sie mich erkannt haben, dann können Sie mich ja auch dahin bringen, wo ich hin will. Das Reisen mit der U-Bahn macht mir keinen Spaß."

Und auf einmal schien sie länger und schmaler zu werden, sich zu strecken und zu recken. Sie wurde immer dünner und größer, bis sie nur noch ein Faden mit einem feuerroten Kopf war. Ich riss vor Staunen den Mund auf. Und das war mein nächster Fehler. Denn es zischte, und ich hatte in meinem Mund ein Gefühl, als wenn man mir einen Strahl flüssiges Eis einspritzen würde, bis tief in den Magen. Inari war verschwunden. Gleichzeitig bekam ich entsetzliche Bauchschmerzen.

Ich presste die Hände auf meinen Magen und sah mich um. Irgendwer in diesem U-Bahn-Abteil musste beobachtet haben, was hier zwischen uns beiden vorgegangen war!

Aber die Geschäftsleute lasen weiter ihre Zeitung oder benutzten ihren Taschenrechner, und die junge Mutter mit ihren beiden Kindern stieg an dieser Station gerade aus.

Es gab für mich gar keinen Zweifel. Inari war in mich hineingefahren. Mir fielen nun wieder all die Geschichten ein, an die ich mich vorhin lieber nicht erinnern wollte. Geschichten von Leuten, die von der Fuchsgöttin besessen waren. Sie litten entsetzliche Schmerzen, und kein Arzt konnte ihnen helfen. Die Füchsin hatte sich in ihrem Bauch angesiedelt und aß ihnen von

drinnen das Essen weg, und wenn sie nicht genug bekam, fing sie an, ihre Wirte in den Magen zu beißen ...

Mir war ganz schlecht vor Angst.

Ich drückte die Hände auf die Stelle in meinem Inneren, wo es besonders weh tat, und hatte das Gefühl, dort einen Kopf mit spitzen Ohren zu ertasten, der sich unter meiner Berührung sofort wieder zurückzog, um an einer anderen Stelle aufzutauchen.

"Inari-san!" beschwor ich sie. " Bitte hören Sie auf, das tut weh!" Aber vergeblich. In mir rumorte es, als wenn nicht bloß eine Füchsin, sondern gleich ein ganzes Nest in mir Wohnung bezogen hatte. Von Panik ergriffen, stieg ich an der nächsten Station aus und ging, zusammengekrümmt und die Hände auf den Leib gepresst, hinaus auf die dichtbelebte Straße.

Kein Mensch kümmerte sich um mich, niemand nahm Notiz davon, wie schlecht es mir ging. In Japan ist man zwar ungeheuer höflich, aber man mischt sich nicht in die Angelegenheiten anderer Leute, schon gar nicht, wenn die Ausländer sind. Man guckt einfach nicht hin, und so kann man auch gar nicht merken, ob es dem anderen gut oder schlecht geht.

Am Rande des brausenden Verkehrs ließ ich mich auf eine Bank am Straßenrand fallen und dachte über meine Lage nach.

Das einfachste würde sicher sein, zu einem Reisfeld zu gehen und Inari zu bitten, dort 'auszusteigen' - denn das war es, ja was sie von mir erwartete.

Aber wo in aller Welt sollte es hier in Tokyo ein Reisfeld geben?

Die andere Idee war: Nimm dir eine Taxe, fahr in dein Hotel, wo man zumindest Englisch spricht, und verlange nach einem Arzt.

Aber was sollte ich dem Arzt sagen? Dass die Fuchsgöttin in meinem Bauch saß? Er würde die Achseln zucken und mich in ein Krankenhaus einweisen, und sie würden mich von oben bis unten untersuchen mit Röntgen und Ultraschall und würden bestimmt nichts finden, gar nichts. Denn mit solchen Methoden lassen sich Götter und Geister nicht feststellen.

Und dann bekam ich Hunger.

Jetzt, mit diesem Wesen in meinem Bauch, begriff ich so richtig, warum man von 'nagendem Hunger' spricht, denn Inari schien wirklich in mir zu nagen. Und zwar hatte ich Hunger auf eine einzige Sache: Auf Reis.

Kein Problem, wenn ich auf diese Weise meine Ruhe bekommen konnte! An jeder Straßenecke gibt es hier einen Imbiss oder ein Restaurant, wo ich Inari füttern konnte. Schon hatte ich die Klinke zu so einer Gaststätte in der Hand. Das Wasser lief mir im Mund

zusammen. Dabei machte ich mir im allgemeinen nicht all zu viel aus Reis. Aber dann sagte ich mir: Halt. Vorsicht. Nicht das Falsche unternehmen. Wenn ich ihr so schnell geben würde, was sie will, dann hat sie am Ende gar keinen Grund mehr, mich wieder zu verlassen, und ich würde für den Rest meines Aufenthalts in Japan mit Inari im Bauch herumspazieren.

Nein. Das Beste würde es bestimmt sein, noch ein bisschen standhaft zu bleiben und nach einem anderen Ausweg zu suchen. (Bloß was das für einer sein sollte, das wusste ich überhaupt nicht.) Ich ließ also die Tür zu der Gaststätte wieder los und ging zurück auf die Straße.

Das nahm meine Füchsin aber ziemlich übel. Ihr Nagen in mir drin wurde schlimmer. Es tat so weh, dass ich mich zusammenkrümmen musste. Und immer wenn ich glaubte, ihren Kopf mit den spitzen Ohren irgendwo in meinem Leib fassen zu können, entzog sie sich mir wieder.

Gebückt, die Hände auf den Bauch gepresst, taumelte ich die Straße entlang und wusste nicht, wie es weitergehen sollte. Und da sah ich auf der anderen Straßenseite das geschwungene Dach eines Tempels, Glocken an den Ecken, und ein vergoldetes Tor zu einem

Garten mit Bäumen und Sträuchern und Moos, mitten zwischen den Hochhäusern.

Tokyo ist zwar eine riesengroße Stadt, das bedeutet aber nicht, dass in ihr alles riesig und groß ist. Neben Wolkenkratzern stehen winzig kleine Häuschen mit kaum mehr als zwei Zimmern und einem Gärtchen für Kohl und Rettich dahinter. Ganz enge Gässchen, durch die kein Auto fahren kann, wechseln sich ab mit breiten Hauptverkehrsstraßen, und genauso kann neben einem großen Kaufhaus auf einmal in stiller Tempel mit viel Grün sein, und Menschen kommen inmitten ihres Tages hierher und machen eine Pause, entzünden ein Räucherstäbchen, rühren die Glocke, damit der Gott auch weiß, dass sie da sind und nicht gerade schläft, und bitten ihn um das, was ihnen gerade am meisten fehlt: Glück oder Gesundheit, ein schönes Kind oder viel Geld.

So einen Tempel sah ich also auf der anderen Seite der Straße. Auf einmal wusste ich: Da musste ich hin mit meinen Bauchschmerzen! Ich schaffte es kaum bis zur nächsten Ampelkreuzung - in Tokyo kann man nur bei einer Ampel über die großen Straßen gehen, sonst wird man überfahren, so dicht ist dort der Verkehr. Bloß ausruhen, dachte ich, und diesem göttlichen Biest in meinem Bauch gut zureden.

Und siehe da: Im Vorgarten des Tempels, unter den Zwergkiefern und den blühenden Hibiskusbüschen, standen unzählige kleine Füchse, mit roten Lätzchen geschmückt. Die Füchse waren aus Ton gebrannt. Es waren die Geschenke von gläubigen Menschen für ihre Göttin. Der Tempel war ein Inari-Tempel!

Ja, was hatte denn ein Tempel für die Göttin der Reisfelder mitten in der Großstadt zu suchen? Das war eines der Geheimnisse von Tokyo. Die Stadt war so schnell gewachsen. Vielleicht wurde hier, wo jetzt der Verkehr brauste und die himmelhohen Häuser standen, vor zehn Jahren noch Reis angebaut. Dann hatte die Stadt sich ausgedehnt, man hatte Häuser gebaut - aber der Tempel war stehen geblieben.

Da stand ich nun also zwischen den Fuchs-Standbildern. Das müsste doch die richtige Stätte für meinen Quälgeist sein!

In diesem Augenblick hörte ich das Klappern von Getas - das sind die hölzernen Sandalen, die zu der altjapanischen Art, sich zu kleiden, dazugehören. Auf mich kam ein junger Mann in einem dunkelblauen Kimono zu. Sein Kopf war kahlgeschoren. Daran erkannte ich, dass er ein Priester sein musste. Gerade überlegte ich, ob er vielleicht Englisch sprach und ich ihn fragen könnte, was zu tun sei, als man mir innen in meinem Bauch einen so heftigen Biss

versetzte, dass ich aufstöhnen musste. Der junge Mann blieb stehen und sah zu mir hinüber.

Ich krümmte mich, die Hände auf dem Bauch. "Helfen Sie mir!" brachte ich hervor. Er hob die Augenbrauen. Er verstand mich nicht. Ich zeigte auf eine der Fuchsstatuen und dann auf meinen Leib. "Inari! Da drinnen!" Und jetzt sah ich an seinen Augen, dass er begriffen hatte. Vorsichtig legte er seinen Arm um mich und führte mich ins Innere des weihrauchduftenden Tempels, in dem viele Räucherstäbchen brannten. Dort bat er mich, auf einem Kissen Platz zu nehmen.

Das Letzte, an das ich mich erinnern kann, war, dass er eine Schale mit gekochtem Reis herbeibrachte und sie direkt vor mir aufstellte, einen Gong schlug und eine langgezogene Melodie zu singen begann. Dann fiel ich um.

Als ich wieder aufwachte, lag ich auf einer Tatami-Matte in einem leeren Raum. Um mich herum war es ganz still. Als Erstes tastete ich nach meinem Bauch. Aber das war ein ganz normaler Bauch. Nichts tat mir weh. Und ich hatte auch nicht das Gefühl, dass sich etwas darin befinden könnte, was nicht reingehörte.

Ich lag ganz still und lauschte auf meine eigenen Atemzüge. Und dann hörte ich etwas. Hinter der Schiebewand schlabberte und

schmatzte jemand und winselte ganz leise. Vorsichtig richtete ich mich auf. Irgendwo da vorn im Tempel wurde der große Gong wieder angeschlagen. Der junge Priester war nirgendwo zu sehen.

Behutsam und so leise wie möglich schob ich die Wand beiseite.

In dem Raum nebenan stand eine halbvolle Reisschale. Daneben saß ein Fuchs. Aber es war kein lebendiger Fuchs, sondern nur eine der Fuchsstatuetten aus Lehm, mit spitzem Schnäuzchen und spitzen Ohren, den buschigen Schweif um die Pfoten gelegt, geziert mit einem Ehrenlätzchen aus roter Seide. Die schrägstehenden Augen waren grün gemalt.

Ich verbeugte mich, so tief ich nur konnte.

"Inari-san", sagte ich, "ich hoffe, Sie sind jetzt an einer Stelle, wo es Ihnen wirklich gut gefällt. Alle Menschen bringen Ihnen hier Verehrung entgegen, und der junge Priester wird Ihnen bestimmt Ihre Reisschale stets von neuem füllen. Aber hätte es nicht eine einfachere Art und Weise gegeben, hierher zu gelangen, als in den Körper einer armen dummen Ausländerin, zu schlüpfen, die sich hier überhaupt nicht richtig auskennt? Haben Sie eine Ahnung, wie weh das tut, wenn sie einem in den Eingeweiden herum rumoren? Ich wünsche Ihnen trotzdem alles Gute und mögen Sie tausend Jahre leben. Kambai!"

Die Fuchsfigur saß unbeweglich da, und ein letzter Sonnenstrahl ließ ihre grüngemalten Augen funkeln.

Ich schloss die Schiebewand, und da hörte ich es wieder - das Schmatzen und das Winseln.

Schnell ging ich durch die anderen Räume des Tempels nach draußen. Der Priester ließ sich nicht mehr sehen. Ich hätte mich gern noch für seine Hilfe bedankt.

Aber seitlich neben dem Altar, in einer gläsernen Schauvitrine, hing ein wunderbarer roter, goldgestickter Kimono mit einer Schleppe. Ich hatte aber keine Lust nachzusehen, ob sich an der Schleppe neun Fuchsschwänze befanden.

Ich nahm mir ein Taxi ins Hotel und schlief in meinem Bett so tief und friedlich, als wenn ich einen Fuchs mit neun Schwänzen geboren hätte.